Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1919-1920)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

man bildete sich wenigstens ein, man sei Märtyrer. Und dann gab es Versammlungen, Demonstrationszüge, Fensterzerschlagen, Schüsse in der Nacht.

Und unter vornehmen Parkbäumen scharte sich die Friedensarmee abends zusammen und phantasierte leidenschaftlich.

Und die ältere Generation, Alle die guten Willens waren, lernten endlich von den Jungen. Leuchtete jetzt nicht über den geruhsamen Stammtischen der Bierbürger wieder eine milde Abendsonne der Demokratie? Generalstabsberichte wurden belächelt, Bullen der Zeitungsstrategen wurden kläglich und mager, Ullstein-Kriegsbücher vermoderten, Idealismus wurde gestattet, Materialismus wurde verschimpft. Und sogar manch einem Oberst hat in camera caritatis der Abschein eines modischen, unschädlichen Antimilitarismus das strenggefaltete Antlitz verklärt.

Und schließlich — Zeichen dafür, dass sich das Rad ganz umgedreht — bemächtigte sich die Mode der jungen Gedanken und jagte ihre Schlagwörter durch aufgeregte Städte. Auf der Bühne empörten sich immer idealistische Söhne gegen verknöcherte Väter. Psychoanalyse ward Füllsel für Ballgesprächsverlegenheiten. Und neue Organisationen streckten ihre Fangarme aus, um die lebendige Kraft dieser jungen Bewegung in sich aufzusaugen.

Somit war der Krieg gerichtet, unterminiert, als er scheinbar noch in seiner anmassendsten Kraft dastand, unterminiert, wie er 1914 die Andern unterminiert hatte.

Und er fiel zusammen, hässlich, ruhmlos, noch bevor die erste Revolution recht krachte.

Und er lässt Europa zurück, gerodet und umgepflügt wie einen Acker. Was jetzt gesät wird, wächst und geht auf. Denn die Völker sind willig und unruhig und lernbegierig. Jahrhundertalte Hemmungen, von Gesetz und Gewohnheit errichtet, sind gefallen. Die entwurzelten Soldaten und die Tausende von Verarmten bindet, wie Reisläufer, kein Besitz und keine Tradition. Wer Kraft dazu fühlt, der kann jetzt herrschen. Und bereits schnellen an allen Kreuzwegen kühne Tribunengenies und Machtgierige und Schwärmer auf, und falsche Propheten schreien ein neues Evangelium in die Welt, beginnend mit dem Worte: Diktatur. Also wiederum Gewalt, Macht, Unterdrückung, was wir doch jetzt überwinden wollen.

Und die Vertreter der alten Welt, die jetzt getreten und verachtet am Boden liegen, werden darin verwandten Geist: Feindschaft gegen Demokratie und Freiheit wittern und sich aufraffen.

Das ist die Stunde der Arbeit für die Kämpfer für Recht und eine bessere Zeit. Kein Tag ist zu verlieren. Dann kann aus dieser großen Gewissenserforschung, aus diesem fünfjährigen Fegefeuer, die Menschheit, Sieger und Besiegte, doch noch geläutert und freier emporsteigen.

ZÜRICH JAKOB WYRSCH

NEUE BÜCHER

DIE HEILIGE MIT DEM FISCHE. Novellen von Albert Steffen. (S. Fischers Verlag, Berlin.)

Unter diesem Titel vereinigt der Berner Dichter Albert Steffen sieben seiner während der Kriegsjahre ent-

standenen Novellen, die bisher teils in Zeitschriften erschienen oder vom Autor selbst auf seiner schweizer. Vortragstournée zu Gehör gebracht wurden. In dieser Weise machte denn auch Steffen zu Anfang dieses Jahres die Winterthurer Literaturfreunde mit der gedanklich reichen, prachtvoll konzipierten, aus des Dichters Mund besonders tief ergreifenden Titelnovelle *Die Heilige mit dem Fische* bekannt. Sie bildet den Mittelpunkt des nun zum Friedensschluss gewundenen Novellenkranzes, den wir zaglos — und gewiss nicht zuungunsten Steffens — mit Gottfried Kellers Legendenzyklus in Parallele stellen dürfen. Es ist in diesen Novellen dem Dichter der *Sibylla Mariana* vielleicht in noch gedrängterer und zwingenderer Form gelungen, Zeit und Ewigkeit, Irdisches und Reingeistiges, Traum und Wirklichkeit miteinander zu verbinden, also dass eins im andern wirkt und lebt. So stellen diese sieben Novellen eine in sich geschlossene Einheit dar, die — einem goldenen Bande gleich — von den mannigfach variierten Hauptthemen, die Steffen vor sein einsames, gottgeweihtes Leben und Schaffen gestellt hat, durchzogen sind. Und über dem Ganzen schwebt (so wie es die Umschlagszeichnung deutet) der silberne Fisch: das heilige Symbol für Jesus Christus, unsern Heiland und Erlöser. — In einer tiefen, eindringlichen Sprache, die sich in Visionen und Gleichnissen von apokalyptischer Kraft und Größe erhebt, redet Steffen in diesen sieben Novellen zu seinen Mitmenschen, denen er im Wort das Brot des Lebens bringen möchte. Und wahrlich, Stimmen, wie die unseres Dichters, sind heute in unserer müden, verratenen, zum Hinsterben bereiten Welt ersehnter und notwendiger als je. Dank, dass zum Heile Vieler sie vernommen wurde, diese Dichterstimme, so schlicht und scheu sie auch im Lärm und Tamtamschlagen einer gernegroßen Jungmannschaft von hier und drüben sich erhebt.

Man kann's zu seiner Freude oft genug erleben, dass da und dort das Tischgespräch auf Albert Steffen kommt und dabei stets ein ernsteres Gepräge annimmt, als wenn nur über Tagesliteratur geplaudert wird. Vielleicht verspüren selbst die anfänglichen, an sensationellere und pikantere Kost gewöhnten Ablehner der Lebensmystik Steffens etwas von dieser — man möchte fast sagen — heiligen Mission, die unser junger und dennoch reifer und weltweiser Dichter — mit jedem Werke eine Stufe höher oder tiefer in sich selber steigend — treu und rein vollbringt.

Das Gesetz des Opfers, das die Wissenden und schon im Geiste Vollendeten und Verklärten an den noch tief in Dunkelheit und irdischer Verstrickung Tastenden erfüllen, durchleuchtet und durchkraftet auch dies neueste zyklische Werk, das sich zu einem Strahlenkranze ründet, aus welchem die genannte Titelnovelle *Die Heilige mit dem Fische* gloriengleich hervorbricht. Das Buch beginnt mit der Erweckung eines Knaben durch die Elemente aus dumpfem, tatenlosem Hinträumen zur Selbstbestimmung, und es endet mit der Selbstbestrafung eines Negers, dem das göttliche Licht in die Finsternis zündet und dem Sünder so den erleuchteten Pfad der wahren Reue zeigt. Goldene Brücken zwischen Diesseits und Jenseits schlagen die von den genannten Eckstücken umschlossenen Novellen: „Der Chauffeur“, „Die Gasoffensive“, „Die „Traumehe“ und „Der Pestnebel“, letztere Novelle — gleich der „Heiligen“ — an die tiefsten Dinge rührt und vom Leser gewissermaßen die

Bekanntschaft mit den Lehren der Geisteswissenschaft voraussetzt oder zum mindesten doch den Glauben an die Gesetze der göttlichen Weisheit fordert, wie sie sich in solchen auserwählten Geistern zum Heil der Menschen offenbaren möchte. — „Unglaube aber“ — so lehrt Heraklit — „ist der Grund, weshalb das Göttliche sich größtenteils der Erkenntnis entzieht.“ Wer Ohren hat zu hören, der höre!

In diesem seinem 6. Prosawerke hat Albert Steffen, umbrandet von den wildesten Wirrnissen seiner Zeit, eine einsame, firnenklare Höhe erstiegen, wo die Aussicht in die Zukunft unseres hart und schwer geprüften Menschengeschlechtes frei wird. Und wie Johannes auf Patmos schaut er allhier in Träumen und Gesichten Gottes Antlitz, das wir wohl alle wiederum uns suchen müssen. — Möchten Viele dem Dichter auf dieser Wanderung nach den ewigen Gipfeln folgen!

HANS REINHART

*

DIE GENFER REISE. Von René Schickele. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin 1919.

Wenn man anführt, in diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen werde gesprochen von Hodler, dem Thunersee, ferner vom Krieg und seinen Parasiten und Opfern und den mancherlei Kriegsgästen der Schweiz, so mag der Inhalt dieses Reisebuches annähernd umschrieben sein. Aber nur annähernd, nur grob. Was fehlt, das ist gerade die Hauptsache, und das ist geistiger und formeller Art. Ich meine die rassige Schreibart und die besondere Einstellung Schickeles zur Natur und zu den unmenschlichen Vorgängen des kriegerischen Europa — das Buch wurde im Juni-Juli 1918 geschrieben, ist aber in keiner einzigen Zeile veraltet —, kurz den dichterischen, menschlichen, politischen Gehalt, die ungewöhnliche dichterische, die hohe menschliche, die außerordentliche aktuelle Bedeutung des Buches. Wie packen Schikeles Augen und Herz und Verstand und Feder die sichtbarsten und unsichtbarsten, die unendlich guten und schönen und die abscheulich schlechten und häßlichen Dinge an! Wir erhalten da nichts weniger als einen breiten Ausschnitt der Schweiz im Kriege und mannigfache Bausteine zum Fundament einer neuen, besseren Welt und einer glücklicheren Menschheit. Der Schweizer darf zufrieden sein mit der Würdigung, die hier sein schönes Heimatland und ein großer Landsmann, ein großer Maler von einem Ausländer erfährt. Das Schlussstück des Kapitels „Narzissen“ lautet also:

„Tunnel auf Tunnel, jeder wiegt uns in einer langen, halben Tanzrunde, jeden beendet ein Lichtsturz und rafft uns hinweg. Immer nehmen wir ein Stück Helle und Bläue mit in den elektrisch durchrauschten Schacht. Sie heften sich an die Reisenden, an ihre Hände, ihr Gesicht, eine Frauenschulter, sie rieseln durch die Tag- und Nachtzeit der Augen. Ein letzter Tunnel — „Les Avants“ — und der Zug fährt, vom Berg hinausgehalten in den Himmel, vor dem Genfersee vor, und diesmal fühle ich die Kurve mit, als böge ich in hochgehaltenen Händen langsam einen Streifen blauen Stahls. Soweit ich blicke, strömen aus Bläue und Schnee die Narzissen zu Tal. Der See aber blaut in solcher Blöße, dass ich auflache und dann, erschrocken, weinen möchte.“

Wie das Landschaftsgefühl im besonderen, so machen Schickele nicht minder Ehre die Stärke und Weite des Gefühls überhaupt, sein schlechthin menschlich, ausschließlich menschlich

betontes Empfinden, das alle Grenzpfähle überfliegt. Er durchschaut die Menschen, aber er hasst sie nicht trotz ihrer Jämmerlichkeit und Glaubenslosigkeit: „Den Menschen fehlt nicht die Möglichkeit zum Glück, sie leiden nur an Verhinderungen. Keiner ist schlecht, aber unfähig die Mehrzahl, gut zu sein. Man muss herausbringen, warum, und dann versuchen, das Hindernis zu beseitigen.“ Und hinter dem Dichter und Menschen von entschiedener Haltung bleibt auch der Politiker nicht zurück. Er hasst die Gewalt, und er will die Unantastbarkeit des Menschenlebens gewährleistet wissen. Er kennt deutsches und französisches Wesen, wie es nur ein Elsässer mit besonderer Blutmischung, zwischen beide Rassen hineingekeilt, kennen lernen kann; man vergleiche hiezu das Kapitel: „Der deutsche Träumer“. Und er entlarvt das kriegerische Amerika und alle kriegerischen Intellektuellen, dass einem Geistigen weitere Zweifel erspart bleiben. Er bringt Dinge auf eine einfache Formel, an denen jahrelanges Nachdenken sich wundgerieben hat. Ist das Hexerei? Kaum, schon eher der reife Ertrag eines gescheiten, behenden Kopfes, der nur den einen Fehler besitzt, dass er auf der Welt eine so große Rarität darstellt. Mit dem Schlusswort des Kapitels „An die Freunde“ wollen wir diesmal von ihm Abschied nehmen: „Worauf ich hoffe, das ist so einfach, dass man es in jedes Schulbuch setzen könnte. Ich hoffe auf eine Revolution gegen die Bestie, und das kann keine Revolution sein, die die Bestie gegen die Bestie loslässt. Wer auch von den beiden siegte, es wäre immer die Bestie. Ich hoffe auf eine Revolution, durch keine andere Gewalt als die der Herzen, der Überredung und des frohen Beispiels. Ich sage: hätten wir die paar tausend Jahre, die wir mit Massakern zugebracht haben, auf die Vorbereitung dieser einzigen, wirklichen, endgültigen Revolution verwandt, wir wären schon lange über den Berg. Einmal müssen wir Ernst machen mit der Utopie. Heute, sage ich. Sofort.“

EMIL WIEDMER

*

DIE MORGENRÖTE. Von K. M. Oberutschew. Raschers „Europ. Bücher“. Geb. 6 Fr. 270 S.

Diese Erinnerungen des Obersten Oberutschew geben ein anschauliches Bild des wogenden Chaos, der treibenden Kräfte in der russischen Umwälzung. Besonders wertvoll ist die Schilderung der Zustände in der Ukraine, da der Verfasser als Kriegskommissar und Oberbefehlshaber des Kiewer Militärbezirks mitten in den Ereignissen drin stand. Als solcher kam er nicht nur mit Kerenski oder den Generälen Brussilow und Kaledin, die er trefflich charakterisiert, zusammen, sondern auch mit den Soldatenräten und den vier Volksausschüssen. Die „provisorische Regierung“ hatte anfangs durchaus das ganze Vertrauen des Volkes; aber da die Mannschaften „müde“ waren, griff eine allgemeine Zersetzung um sich. Am aufschlussreichsten ist Oberutschew da, wo er den Gründen des Erfolges der Bolschewiki nachgeht. Die Tragik dieser zweiten Umwälzung liege darin, dass die Bürger anfingen, die Revolution nur im Sinne neuer Rechte, nicht aber auch neuer Pflichten zu fassen: darum sei die Bahn für die Bolschewisten, die alles versprachen und nichts forderten, frei geworden. Die Zersplitterung der Parteien und die Legende, die Regierung wolle Petersburg in die Hände der Deutschen spielen, taten das Letzte, und so schlugen sich viele auf die Seite der Bolschewisten. „Es

waltete das Grundgesetz der Mechanik: in der Richtung des geringsten Widerstandes gehen zu müssen." So kam es auch zu jenem noch unerklärlichen, „tragischen Ereignisse", dem Aufstande des Generals Kornilow. Als hätte ein Zauberer mit seinem Stabe das Leben verjüngt, so war die Freiheit in den Märztagen gekommen. Nicht so bei der „unnötigen Revolution" im November, die alle Merkmale eines „Abenteuers" habe. „Zu wenig Kultur besaßen wir noch und zu lange waren wir vom alten Regime geknebelt worden. Und jetzt muss das Volk mit seinem Blute von den revolutionären Abenteurern betört, für die Sünden der alten zaristischen Regierung zahlen!" Aber Oberutschew verliert die Hoffnung trotz allem nicht und glaubt, der „hypnotische Zustand" gehe vorüber und sei, über kurz oder lang, zum Untergange verurteilt.

Das äußerst lesenswerte Buch ist aber nicht frei von Einseitigkeit und Widersprüchen. Wie unlogisch ist es doch, wenn Oberutschew den Bolschewismus grimmig verdammt, dann aber (S. 255) wieder sagt: es seien für das neue Russland jene Versuche nicht gefährlich, die von revolutionären Abenteurern ausgehen und auf eine beständige Revolution abzielen, da sie sich nur scheinbar auf die Massen stützten. Dennoch sei durch den Wahlspruch der Bolschewisten: „Nimm was dir möglich ist" das Rechtsbewusstsein den verschiedensten Schichten abhanden gekommen. Sofort aber steigt wieder das richtige, historische Denken empor, das jedem Geschehnis seinen zureichenden Grund zuspricht, wenn er bemerkt: „So schön wie die ersten Stunden der Revolution konnte der Übergang zur neuen Freiheit nicht sein. Der Kelch musste erst ganz geleert, dies Stadium durchschritten werden." Sollte vielleicht der Verfasser doch der verborgenen Meinung sein, der Bolschewismus — den er übrigens nur aus den Zeitungen zu kennen zugibt — sei für Russland eine Notwendigkeit, weil er sonst doch wohl unmöglich hätte kommen können? Dann ist es bedauerlich, wenn er nicht den Mut fand, wie Maxime Gorky in seinem kraftvollen „Aufrufe" vom 1. Dezember 1918 Farbe zu bekennen! Der große Dichter sagt nämlich darin: *„Noch vor kurzem Gegner der Sovjetregierung, kann ich doch sagen, dass die Geschichtschreibung dereinst bei der Bewertung der Arbeit, die von den russischen Arbeitern während eines Jahres vollbracht wurde, nur Bewunderung übrig haben wird für die Größe der jetzigen kulturellen Arbeit."* Sollte Oberutschew für die gleiche Sache, die Gorky höchste Anerkennung abrang, blind sein?

Auch den führenden Männern wird er kaum gerecht. Lenin stellt er als beschränkten Menschen dar, der die Vielseitigkeit des modernen Lebens nicht verstehe, als „Massenbetörer" ohne Tiefe, Geradlinigkeit und „Nachgiebigkeit" (wie wenn ein Revolutionär jemals nachgiebig hätte sein können!). Trotzki gilt ihm als ein „in sich verliebter Poseur" und gewandter Polemiker, Lunatscharki sei ein Schöngeist und Doktrinär, Krilenko ein Kindskopf! Wenn dem allem wirklich so wäre, müsste denn nicht schlechthin unerklärlich sein, warum diese Schwachköpfe sich, trotz der verzweifelten Zustände, nicht nur zu halten vermögen, sondern obendrein noch im stande sind, ihre Gedanken zündend unter die Feinde und Freunde in diesem Kriege zu werfen? Es muss also in Lenin oder Trotzki etwas stecken: ein Kerl, den alle hassen, der muss was sein! Auch die Behauptung, die revolutionären Trup-

pen seien vollkommen zuchtlos, ist längst — nicht zuletzt durch die französischen Kammerberichte — unhaltbar geworden. Das Buch ist also mit etwas Vorsicht zu lesen; wenn man sich aber der besseren Einsicht des Verfassers, die schüchtern durchscheint: dass wir diese Dinge noch viel zu nahe vor Augen hätten, um über sie zu einem richtigen Urteil zu kommen, anschließt, ist es als ein Dokument unserer großen Zeit immerhin wertvoll. Diese Zurückhaltung ist um so mehr geboten, als neuere Berichte englischer Journalisten wesentlich sachlicher und günstiger lauten. Auch ein so gründlicher Kenner der russischen Umwälzung wie Alphons Paquet, der den Problemen viel tiefer auf den Grund geht, als es Oberutschew vermag, kommt in seiner Schrift: *Vom Geiste der russischen Revolution* (K. Wolff, Leipzig), ohne für die Schwächen blind zu sein, zu dem Schlusse: „Erkennen wir in der russischen Revolution die schroffe Kurve eines ungeheuren gedanklichen Aufschwunges, so muss es uns vorkommen, als sei im Bolschewismus der Optimismus zur Staatsmacht geworden.“ Die Trübung durch den Hass scheint also langsam der Klarheit zu weichen. Jedoch überhebe sich keiner, er habe Recht; denn das große Weltgeschehen kümmert sich wahrlich um unsere, sich widerstreitenden Meinungen nicht! E. O. M.

*

JAHRBUCH DER LITERARISCHEN VEREINIGUNG WINTERTHUR. 1919. Winterthur 1919. Verlag von A. Vogel. Preis 7 Fr.

Die „literarische Vereinigung Winterthur“ stellt sich auch mit ihrer neuen, zweiten Spende, dem überaus vielseitigen und reichhaltigen ersten Jahrbuche von 1919, das beste Zeugnis für die Tüchtigkeit und Gediegenheit ihres Unternehmungsgeistes aus. Sie hat trotz allen „rationierenden“ Einschränkungen und Nöten des letzten Kriegsjahres, denen auch ihre Bestrebungen schuldigen Tribut entrichten mussten, eine erfreulich schöne Jahresgabe auf den Tisch der Bücherfreunde gelegt, die gewiss überall nach Verdienst hochwillkommen geheißen wurde.

Die schönen Künste aller Kategorien kommen in Bild und Schrift, in Original und Faksimile in diesem trefflichen Sammelbande zum Wort, der aufs neue die alte Binsenwahrheit erweist, wie auch im benachbarten Eulachathen der literarische Geist und die künstlerische Unternehmungslust in hoher Blüte stehen und unermüdlich am Werke sind, sich zu Nutz und Frommen bildungsfreundlicher Kreise zu betätigen. Und dabei haben die Urheber und Spender dieser geistigen Güter, wie gerade aus dem vorliegenden Buche wieder besonders deutlich wird, die erfreuliche Möglichkeit mit gut angewendetem Lokalpatriotismus aus den reichen Schätzen und Überlieferungen ihrer eigenen, älteren und neueren Geisteskultur zu schöpfen, ohne auf freundliche und geneigte Beiträger von benachbarten literarischen oder künstlerischen Bezirken im mindesten angewiesen zu sein. Oder, — um es kurz und gut zu sagen: es ist wieder ein echtes, abgesehen von einigen kleineren Weihgeschenken von Gastfreunden, fast ausschließliches „Winterthurer“ Buch!

Man erspare dem Berichterstatter in Gnaden die Zumutung, jedem einzelnen der überaus lesenswerten, interessanten Beiträge besonders gerecht zu werden; dazu fehlt es ihm bei der reichen Fülle des Gebotenen leider am entsprechenden Raum. Aber ein paar verlockende Rosinen aus

dem duftenden Kuchen zu klauben, um unseren Lesern einen ungefähren Vorgeschmack seiner Qualitäten zu vermitteln, mag ihm nicht vorenthalten werden.

Da wären denn zunächst, als Introduktion des Buches, die prächtig lebensvollen „Jugenderinnerungen" von Otto Haggenmacher zu nennen, Aufzeichnungen aus seiner in Winterthur verlebten Jugendzeit, die uns der verstorbene Autor mit der köstlichen, humorvollen Frische seiner bekannten Schreibweise als teures Vermächtnis seiner Feder geschenkt hat. Ihr zur Seite steht, von der Freundeshand Professor Dr. Rudolf Hunzikers niedergeschrieben, eine feinfühlige, verständnisvolle Lebensskizze des Dichters und Menschen „Otto Haggenmacher", die in ihrer aufrichtigen Bewunderung und doch herzerfreuenden schlichten Natürlichkeit in Ton und Urteil gewiss ganz nach dem Herzen des Dahingeschiedenen ausgefallen ist und sich seiner eigenen Zustimmung mit Recht hätte erfreuen dürfen.

Als Vertreter der musikalischen Interessen buchen wir mit Vergnügen die beiden eigenartigen und wertvollen Spenden von Musikdirektor Dr. Ernst Radecke und Dr. Piet Deutsch, dem bekannten Gesanglehrer und Sänger. Dr. Radecke bietet uns aus Familienpapieren die unterhaltsamen Aufzeichnungen seines Vaters, Blätter von der „Schweizerreise eines jungen Musikers im Jahre 1851", denen als bedeutsame Zulage drei handschriftliche Gedenkblätter von Richard Wagner, Theodor Kirchner und Franz Abt an Robert Radecke von 1851 in Faksimiledruck beigegeben sind. Dr. Piet Deutsch erörtert in einem aufschlussreichen Aufsatze „Über Stimmbildung" an Hand eigener Erfahrungen und Bekenntnisse die Fragen und Grundsätze einer richtigen, Erfolg versprechenden gesanglichen Ausbildung.

Das Gebiet der Malerei ist durch eine kleine Studie Paul Schaffners „Ein Fund aus Gottfried Kellers Malerzeit" vertreten, die uns über ein glücklich erhalten gebliebenes Ölgemälde (eine Zürcher Landschaft aus dem Jahre 1840) Meister Gottfrieds näheren Aufschluss gibt, das sich heute im Besitze eines in Winterthur ansässigen Zuger Bürgers befindet.

Da gerade von Kunst die Rede ist, mag auf die guten, künstlerischen Beilagen des Jahrbuches, die Reproduktion des eben erwähnten Kellerschen Bildes, drei Holzschnitte Gustav Gampers (Eiche, Walt Whitman, Vincent van Gogh), eine Originallithographie H. J. Zieglers (Rosen) und die beiden photographischen Bildnisse Otto Haggenmachers und Robert Radeckes hingewiesen werden, die den Textteil als trefflicher Buchschmuck ergänzen.

Auch die Dichtkunst in Vers und Prosa hat ihren entsprechenden, bedeutenden Anteil beigesteuert. Wir begegnen einer größeren, für Musikbegleitung berechneten Versdichtung „Vineta" unseres jungen Winterthurer Schriftstellers Hans Reinhart aus dem Jahre 1900, die hoffentlich nicht allzulange auf eine ebenbürtige Vertonung zu harren braucht. Von den Prosadichtungen seien die Erzählungen „Heinis erster Markttag" von Konrad Fisler und „Niklaus, mein Urwaldfreund" von Gustav Gamper, ferner Dr. Max Fehrs launige Skizze „Das Gesangstündlein der Konstabler" und Lilly Zwinks stimmungsvolles Märchen „Sternschnuppe" hervorgehoben.

Ferner findet sich eine Reihe lyrischer Gaben in die Blätter eingestreut, die wir namhaften, zeitgenössischen Autoren zu danken haben.

Die Dichter A. Huggenberger, K. Sax, G. Bohnenblust, G. Gamper, H. Reinhart und Lilly Zwink bieten eine Anzahl neuerer Proben ihrer Liedkunst und Spruchweisheit, die den Reigen der prosaischen Darbietungen in angenehmer Weise unterbrechen und bereichern helfen.

Die „literarische Vereinigung Winterthur" darf mit berechtigtem Stolz auf ihre reichhaltige Jahrbuchspende zurückblicken, und wir werden uns für sie und uns selbst freuen, wenn es ihr beschieden sein wird, auch ihre künftigen, literarisch-künstlerischen Publikationen auf dieser, auch einen verwöhnten Geschmack befriedigenden, ansehnlichen Höhe zu erhalten. Ihre bewährten Leiter und Gönner bieten uns freilich schon zum voraus die beste Gewähr für die Erfüllung dieses hoffentlich nicht allzu unbescheidenen Wunsches!

ALFRED SCHAER

*

ZARATHUSTRAS WIEDERKEHR. Ein Wort an die deutsche Jugend. Von einem Deutschen. Verlag von Stämpfli & Co. 1919.

In die Verworrenheit, die dunkle Angst dieser Tage redet die Stimme Zarathustras, des Ewigjungen. Keiner wie er hat so lebendig, so männlich auf unsre Jugend gewirkt. In dieser kleinen, stillen Schrift glüht wieder der ganze mächtige Zauber seiner Persönlichkeit; es ist derselbe kristallklare, glänzende Stil, dieselbe leise Versonnenheit und vor allem: der gleiche impulsive, überzeugende Geist, dem Nietzsche in Jahren furchtbarsten Ringens ewige Herrlichkeiten abzuringen wusste.

Was hat uns, den Verzweifelten, Müden Zarathustra heute zu sagen? Denn verstehet wohl, er „ist kein Lehrer, man kann ihn nicht fragen und von ihm lernen und ihm gute kleine und große Rezepte für nötige Fälle nachschreiben. Zarathustra ist *der Mensch,* er ist Ich und Du. Zarathustra ist der Mensch, nach dem ihr in euch selber auf der Suche seid, der Aufrichtige, der Unverführte. — wie sollte er an euch zum Verführer werden wollen? Vieles hat Zarathustra gesehen, vieles hat er gelitten, an vielen Nüssen hat er geknackt und ist von vielen Schlangen gebissen worden. Aber nur eines hat er gelernt, nur eines ist seine Weisheit, nur eines ist sein Stolz. Er hat gelernt, Zarathustra zu sein. Das ist es, was auch ihr von ihm lernen wollet, und wozu doch so oft euch der Mut gebricht. Ihr sollet lernen, ihr selbst zu sein, so wie ich Zarathustra zu sein gelernt habe. Ihr sollet verlernen, andere zu sein, gar nichts zu sein, fremde Stimmen nachzuahmen und fremde Gesichter für die euern zu halten."

Der Weise redet zuvörderst vom *Schicksal.* Es sind freilich deutsche Männer, zu denen er spricht, aber mir scheint, als hätten *alle* Grund, auf ihn zu hören. Denn Schicksal ist nicht Sieg, Niederlage und Revolution. Schicksal ist eine ganz eigene, eine Erlebnissache, die stärkt und läutert. Darum ist es nicht gut, sich ganz und gar in die Arme des Vaterlandes, einer Partei zu werfen: das ist feige Flucht vor sich selbst. Was ist Vaterland, was Partei? Die Seele, die sitzt nur in dir, und du wirst ihrem Rufen nicht mit Gewehrgeknatter, nicht mit Tränen und Verwünschungen entgehen. Denn siehe, du guter Deutscher, du eifriger Franzose, tust du deiner Heimat nicht den größten Dienst dann, wenn du dich bemühst, vor allem selbst gut, ehrlich und männlich zu sein? Besser, dein Land finde seine Bürger in der Stille des Sichsuchens, denn im Lärm der Parlamente und Parteilokale.

„Tun und Leiden, welche zusammen unser Leben ausmachen, sind ein Ganzes, sind Eines.“ Aber sie blühen nur in Einsamkeit. Dort wirst du dich finden. Einsamsein ist Leiden, ist Heldentum, ist der Jungbrunnen alles Großen und Ewigen. Doch „es lebt sich schlecht ohne Mutter, es lebt sich schlecht ohne Heimat und ohne Vaterland und ohne Volk und ohne Ruhm und ohne all die Süßigkeiten der Gemeinschaft. Es lebt sich schlecht in der Kälte, und die meisten, die den Weg begannen, sind zugrunde gegangen. Man muss gleichgültig sein gegen das Zugrundegehen, wenn man die Einsamkeit kosten und seinem eignen Schicksal Rede stehen will. Leichter ist es und süßer, mit einem Volk und mit Vielen zu gehen, auch wenn es durchs Elend geht... Einsamkeit wird nicht erwählt, so wie Schicksal nicht gewählt wird. Einsamkeit kommt über uns, wenn wir den Zauberstein in uns haben, der das Schicksal anzieht. Viele, allzu Viele sind in die Wüste gegangen und haben bei der hübschen Quelle und in der hübschen Einsiedelei das Leben von Herdenmenschen geführt. Andere aber stehen dicht im Gedränge der Tausende, und um ihre Stirnen ist Sternenluft.“ Zu ihnen kommt Schicksal, von ihnen kommt Tat.

Weshalb murrt ihr gegen das Schicksal, ihr Leute von heute? Habet ihr es nicht selbst gewollt? Und nun, da es über euch gekommen ist, hart und mit wildem Feuer, nun verzaget ihr! Wendet es doch gegen euer eigenes, nicht gegen des Vaterlandes Herz, machet es zu eurer ureigensten Angelegenheit, und ihr werdet erkennen, wie gut, wie brüderlich es euch gesinnt ist.

Zarathustra redet in diesen Blättern zur deutschen Jugend. Er redet von den Spartakisten, den „Leuten mit der rohen Faust und dem Schulmeisternamen“, in denen trotz aller Verirrung Geist der Zukunft und der Kraft lebt, von den vermeintlichen bösen Feinden jenseits der Grenzen, er redet von den Untugenden Deutschlands, die sein Bild verdüstern — aber die Stimme des „Alten vom Berge“, des fremden Einsiedlers zittert von verhaltener Liebe. Es ist nicht eitle Überhebung, nicht blöde Geschwätzigkeit, die ihm den Mund geöffnet haben — tiefste Menschlichkeit läutet alle Glocken. Darum habe ich diese Seiten mit besonderer Erschütterung und Rührung gelesen. Es wird Pflicht jedes Einzelnen sein, die Schrift vertreiben zu helfen, und dafür zu sorgen, dass der Welt reife, tatbereite Männer gegeben werden, Männer, die im Geiste Zarathustras leben und handeln.

CARL SEELIG

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.
Redaktion und Sekretariat: Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.